

titheismus oder Gottsuchertum mag man streiten, unstrittig ist sein diagnostischer Scharfblick. Seinerzeit schrieb er zur Wiederkehr der Religion, es scheine ihm, „dass zwar der religiöse Instinkt mächtig im Wachsen ist, – dass er aber gerade die theistische Befriedigung mit tiefem Misstrauen ablehnt“. Wobei das Misstrauen nicht einmal kämpferisch sein muss – wie in den von L. angesprochenen Zirkeln, statt Abwehr schlicht Abkehr, Sich-verabschiedet-Haben? Oder ist das jetzt wieder Fach-Pessimismus? Angezeigt wird das Buch hier, weil es vielleicht gerade den Fachleuten nicht schadet, einmal hineinzuschauen (was nicht heißt, sie sollten es selbst auch so versuchen) – und sei es bloß dazu, es Zeitgenossen zu empfehlen, welche die Theologen, von Kasper bis Waldenfels, gar Philosophen, nicht erreichen. Andererseits könnte ich mir für eine Neuauflage denken, dass der Autor abschließend (zwar keine Zitattabelle – obwohl Endnoten dem Buchtyp nicht widersprechen –, doch) eine kleine Liste von Titeln anführt, die er persönlich seinen Lesern für ein weiteres Wegstück empfiehlt.

J. SPLETT

DOMSGEN, MICHAEL, *Familie und Religion*. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie (Arbeiten zur Praktischen Theologie; Band 26). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2004, 2006. 372 S., ISBN 3-374-02228-6.

An Hochschätzung religiöser Erziehung in der Familie durch Kirche, Gesellschaft und Politik fehlt es nicht, aber an einer religionspädagogisch qualifizierten Auseinandersetzung mit Familie und Religion – mit der Betonung auf „und“: Denn dieser Erfahrungsraum ist wissenschaftlich noch immer vergleichsweise wenig erschlossen. Zwar haben psychologische und soziologische Disziplinen die Familienforschung weit vorangetrieben, insbesondere anhand systemtheoretischer Konzepte, und auch die Religiositätsforschung befindet sich im Aufwind; aber die Verknüpfung dieser beiden Forschungszweige fällt wissenschaftlich nahezu in Niemandsland. Schon darum verdient die Habilitationsschrift, die Michael Domsgen (= D.) dazu als evangelischer Religionspädagoge vorlegt, besondere Aufmerksamkeit. Diese besteht aus drei großen Abschnitten; dabei schenkt ihr Autor auffälligen inhaltlichen Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschland fortwährende Beachtung.

In *Teil 1* zeichnet D. aktuelle Tendenzen des familialen Wandels im Konzert gesamtgesellschaftlicher Veränderungen nach. Was macht *Familie* aus? Zu ihrer Beständigkeit trägt praktisch weniger die eheliche oder nichteheliche Beziehung der Eltern bei, denn diese kann sich durch Trennung oder Scheidung auflösen, während die Eltern-Kind-Beziehung allenfalls ihre Form ändert, aber grundsätzlich nicht aufgekündigt werden kann. Dies unterstreicht auch das Kindschaftsrechtsreformgesetz von 1998. Ehe und Familiengründung sind in Ostdeutschland noch stärker als im Westen entkoppelt; als konstitutiv für Familie erweist sich vielmehr der generationenübergreifende Zusammenhang von Mutter und/oder Vater einerseits sowie Kind(ern) andererseits. In diesem pädagogischen Verhältnis setzt sich als dominantes Muster eine Erziehung zur Selbstständigkeit durch, insbesondere in höheren sozialen Schichten und mehr noch im Westen als im Osten. Neue Medien wirken als anonyme Miterzieher, ihr Konsum trägt dazu bei, dass sich kindliche Aktivitäten gleichsam von draußen nach drinnen verlagern und Heranwachsende zu Stubenhockern werden. Schon räumlich manifestiert sich damit ein zweifacher Trend: Für Eltern wächst die Bedeutung von Kindern, für viele andere Mitglieder der Gesellschaft nimmt sie jedoch ab. Im familialen Binnenraum wirken Großeltern prägend, obliegt nach wie vor der Frau die Vermittlung von Familie und Beruf, erweisen sich die erforderliche berufliche Mobilität als belastend und die Zusammenführung unterschiedlicher Kulturen als herausfordernd.

Im umfangreichsten *Teil 2* untersucht D. das Verhältnis von Familie und Religion. Wie lässt sich *Religion* bestimmen? D. orientiert sich zum einen im Anschluss an *Detlef Pollack* an vier organisationssoziologischen Kategorien (1) einer ‚kirchlichen Religiosität‘ derer, die einer christlichen Kirche angehören – in Deutschland etwa zwei Drittel der Bevölkerung –, (2) einer ‚christlichen Religiosität‘ derer, die keine Kirchenmitglieder (mehr) sind, sich aber als Christinnen und Christen verstehen, (3) eines ‚Atheismus‘ derer, die ausdrücklich ohne Glauben an Gott leben, und (4) einer ‚außerchristlichen Religiosität‘. Zum anderen bezieht sich D. auf *Charles Y. Glock*s sozialpsychologische Di-

mensionierung von Religiosität (1) nach praktischen Vollzügen wie Gottesdienstbeteiligung und Gebet (rituelle Dimension), (2) nach der Zustimmung zu zentralen Glaubenssätzen (ideologische Dimension), (3) nach emotionalem Berührtsein (experimentelle Dimension), (4) nach religiös motivierten Einstellungen zu Fragen des Alltags (konsequentielle Dimension) sowie (5) nach den Kenntnissen der Glaubenslehre (intellektuelle Dimension). D. spannt jede organisationssoziologische Kategorie in alle fünf sozialpsychologischen Dimensionen aus und nutzt als empirische Basis Daten aus der dritten und – soweit vorliegend – auch aus der vierten *Mitgliedschaftsumfrage der Evangelischen Kirche Deutschlands*.

Kirchliche Angebote finden bei Familien Anklang, wenn sie sich mit ihrer Alltagswelt verweben lassen und darin unterstützend wirken. Abendgebete spielen eine wichtige Rolle, praktiziert vorrangig durch Mütter (rituelle Dimension). Dabei geht mit der Erfahrung der Elternschaft und der Verantwortung für den eigenen Nachwuchs eine wachsende Entschiedenheit im Glauben einher (ideologische Dimension). Unter evangelischen Christinnen und Christen kommt dem Gemeinschaftsbezug religiösen Erlebens und Empfindens insbesondere in Ostdeutschland eine große Bedeutung zu (experimentelle Dimension), und für die religiöse Sozialisation spielen das Familienklima und insbesondere die Großeltern eine Schlüsselrolle, wenn die (Groß-)Elternbeziehung zur Gottesbeziehung reizt – oder diese vergiftet (konsequentielle Dimension). Dabei scheint der Wissensstand von Kirchenmitgliedern zu religiösen Fragen insgesamt dürftig auszufallen (intellektuelle Dimension).

Menschen erfahren in ihrer Kirchlichkeit zwei lebensphasenspezifische Prägungen: zum einen als Kind in der eigenen Herkunftsfamilie, zum anderen als Elternteil in der selbst gegründeten Familie. Bei kinderlosen Erwachsenen entfällt die zweite Konfrontation mit Kirche, so dass es nicht wunder nimmt, dass kinderlose Frauen und Männer besonders stark vertreten sind in der Gruppe derer, die sich als christlich bezeichnen, ohne konfessionell gebunden zu sein. Diese leben vorwiegend in Westdeutschland.

Umgekehrt finden Menschen mit atheistischem Selbstverständnis – auch dank der Religionspolitik in der DDR – in Ostdeutschland eine Mehrheit. Die Wahrscheinlichkeit, dass so gesinnte Eltern im Osten ihre Weltanschauung an ihre Kinder weitergeben, ist mit über 85 % etwa so hoch wie die Chance, dass Eltern im Westen ihre konfessionelle Bindung an ihre Kinder tradieren. Diese Beobachtung unterstreicht die hervorragende Rolle, die das außerfamiliale Umfeld für die (Nicht-)Ausbildung einer Familienreligiosität spielt.

Kirchenmitglieder verstehen viele Formen außerchristlicher Religiosität nicht als Konkurrenz, sondern meist als Bereicherung ihrer eigenen religiösen Heimat, wenn sie diese als emotional wenig bewegend erleben oder etwa zur Förderung ihrer Gesundheit auch das „Pendeln“ in Anspruch nehmen, wenn sonst nichts und niemand hilft. Insgesamt erweisen sich viele Formen nichtchristlicher Religiosität als individuell – und nicht familial – ausgerichtet. Auf der Hand liegende Herausforderungen entstehen allerdings religionsverschiedenen, vielleicht religionsverbindenden Familien, wenn der eine Elternteil kirchlich-konfessionell und der andere an den Islam gebunden ist.

D. fragt nicht nur danach, wie unterschiedliche Gestalten von Religiosität im Sozialraum einer Familie vorkommen, sondern auch nach Familie *als* Religion – mit quasi unverbrüchlicher Eltern-Kind-Beziehung und einem Transzendenzpotenzial, wenn Familie mit Geburt und Tod, mit Angst und Hoffnung auf Halt verbunden ist.

In *Teil 3* formuliert D. Perspektiven für zeitgemäßes religionspädagogisches Arbeiten in Praxis und Theorie. Zunächst untersucht er, ob und wenn ja, wie „Familie“ in biblischen Traditionen vorkommt. Unser heutiger Familienbegriff ist biblischen Welten fremd; vielmehr spielt die Zugehörigkeit zu einem „Haus“, also das Eingebundensein in familiäre Lebensformen, eine herausragende Rolle. Hohe Wertschätzung erfahren Beziehungsqualitäten wie Liebe und Treue, wenn diese zum Verstehenshorizont für die Gottesbeziehung werden.

Hernach steckt D. den lernorttheoretischen Rahmen ab, innerhalb dessen Familie sich platziert – nicht nur neben, sondern in Beziehung mit Gemeinde, Kindergarten und Schule, die als sekundäre Sozialisationsinstanzen auf Familie verwiesen sind. Zur christlichen Praxis wird dabei jede Erziehung, die auf unbedingte Liebe setzt und in der die

daran Beteiligten sich wechselseitig schöpferische Freiheit auf eine offene Zukunft hin zumuten. Und nur auf dem Boden solchermaßen gelungener impliziter religiöser Erziehung kann diese christlich expliziert werden. Dabei beschränkt sie sich nicht auf Glaubensinhalte, sondern ist im Zuge des Lernens am Modell und des Einübens eines Habitus in den Prozess der Menschwerdung der Menschen, der kleinen wie der großen, eingebunden. Schließlich führt D. praktische Aufgaben einer christlichen Familienerziehung an, indem er bereits existierende evangelische und katholische Modelle daraufhin prüft, ob und wenn ja, wie sie sich bewähren, und weitere Desiderate vorbringt, die dem Lernort Familie den religionspädagogischen Platz zuschreiben, der ihm gebührt: D. setzt auf die Stärkung sowohl der erzieherischen als auch der religiösen Kompetenz von Eltern und Großeltern sowie auf die Unterstützung von Familien durch andere Lernorte des Glaubens.

Mit meinem Versuch, mit eigenen Worten inhaltlich zu konturieren, worum es D. geht, will ich den hohen Informationsgehalt würdigen, der dieses Buch auszeichnet, und zugleich die Notwendigkeit unterstreichen, „Familie und Religion“ religionspädagogisch stärker zu gewichten als bisher. D. erleichtert dieses Vorhaben durch den klaren Aufbau seiner Studie, ihre durchgängig sehr verständliche Sprache und zahlreiche bündelnde Zusammenfassungen zentraler thematischer Abschnitte. Zum inhaltlichen Reichtum der Arbeit trägt auch die sich durchziehende Differenzierung einer Ost- und einer West-Perspektive bei; sie zementiert nicht Spaltungen, sondern schult die religionspädagogische Wahrnehmung.

Bei D. finde ich keine Neigung, „Familie“ schön zu malen, auf eine gute Kinderstube zu reduzieren oder zu einer Trutzburg zu stilisieren, die sich von einer feindlichen Welt umgeben weiß. Auch Stichworte wie „Züchtigung und Kindesmisshandlungen“ (71) tauchen auf, aber nach meinem Dafürhalten zu zaghaft, wenn ich daran denke, dass viel zu viele Kindern gar nicht die häusliche Wärme kennen, die sie vor der Kälte draußen schützt, sondern Familie als Tatort erleben. Und welche Rolle spielen Religion(en) und religiöse Erziehung dabei? Das Umkreisen solcher Fragen wird konkret, wenn Familie konkret wird: „Bisher ist noch zu wenig bekannt über die religiöse Kommunikation in der Familie und über die Bereitschaft von Eltern zur religiösen Erziehung. Wie schätzen sich Eltern selbst ein? Welche Hinderungsgründe kennen sie und welche Wünsche haben sie?“ (301) Die Diagnose, dass in diesem Feld noch großer Forschungsbedarf besteht, teile ich, aber diese Einsicht führte bereits während der Jahre 2000–2002 an der Universität Tübingen zu einer multidisziplinären Pilotstudie zu Wirkzusammenhängen religiöser Familienerziehung – unter Beteiligung von vier Disziplinen: evangelischer und katholischer Religionspädagogik, Jugendpsychiatrie und Jugendkriminologie. Dabei kamen genau die von D. vorgebrachten Fragen zum Tragen, übrigens auch in Zusammenarbeit mit Familien, die dem Islam angehören, und Interdisziplinarität wurde konkret. „Pädagogik und Theologie müssen zum Zuge kommen, denn Religionspädagogik ist eine Disziplin zwischen Theologie und Pädagogik.“ (261) D.s religionspädagogischen Anspruch, beiden Disziplinen zu ihrem Recht zu verhelfen, teile ich, ebenso die Einsicht, dass sich dabei nicht nur konvergierende, sondern auch divergierende Optionen auftun. Aber gerade wenn die eine Disziplin der jeweils anderen nicht nur zum Steinbruch wird, aus dem letztere wegträgt, was ihr leicht genug ist und der Selbstbestätigung dient, sondern zu einem echten und darum auch widerständigen Gegenüber, lassen sich Differenzen überhaupt ausmachen; und deren Entdeckung spricht für die gelungene Interdisziplinarität des Prozesses, der diese Unterschiede erst hervorbrachte. Aber um nicht zwischen allen Stühlen zu landen, braucht es eine Positionierung: Ist es nicht legitim, einen interdisziplinären Prozess in disziplinspezifischer Absicht anzustrengen, und dies in der Hoffnung, dass dieser Prozess gerade in seiner Interdisziplinarität einem religionspädagogischen Ziel zugute kommt und letzteres in seiner theologischen Qualität aus jenem Prozess Gewinn zieht?

In jedem Fall halte ich es für einen religionspädagogischen Gewinn, dass und wie D. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie entwickelt. Auch wenn der Bd. schon in zweiter Auflage vorliegt, wünsche ich ihm über die bereits erreichte Breitenwirkung hinaus weitere Leserinnen und Leser – sowie die Umsetzung der darin formulierten Desiderate in Praxis und Theorie.

K. KIESSLING